

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollarbräu.

18] Roman von N. von Seydlich.

Bock und Salvator wird von denjenigen Brauereien, die ihn nicht selbst erzeugen, vornehm ignoriert; weise Leute im Dampfnebel der Münchener Bräustübeln und Sudpfannen sind allenthalben zu hören, die dergleichen Extraspäße als verderblichen Unsinn auffassen; man rechnet's an den Fingern her an allen Stammtischen der Residenz, was für Unsummen der Zacherl jährlich durch seinen Salvator, sein Stedenpferd und seinen Renommierhengst, verlieren muß. — Aber wenn man dann ausgeschlafen hat und das März-wetter es irgendwie erlaubt, pilgert man doch hinaus zum alleinseligmachenden Gebräu und ärgert sich nicht wenig, wenn der Gebatter Hinz oder Kunz nicht herauskommen, aus phlistischer Brüderie oder Rechthaberei.

Denn 's ist etwas eignes um das süße, starke Getränk.

Hier ist schon einmal die demokratischste aller Flüssigkeiten — vom Wasser abgesehen, das kein anständiger Mensch sich näher kommen läßt als bis zur Haut. Aber vor dem Salvator gar ist ein jedes Menschenkind dem andern gleich. Excellenzen und Dienstmänner, Radweiber und Gräfinnen hocken in Eintracht auf den laugen Bänken draußen auf dem lieblichen Nothberg und schlürfen aus zerstoßenen Steinkrügelu das braune, mostige Maß, das da sättigt wie das reichste Diner und das da Sorgen bricht wie der edelste Wein.

Durch die dunkle, raucherfüllte Halle des alten plumpen, schmucklosen Gebäudes, wie um die spärlichen Bäume des sogenannten Gartens braust da der Lärm der Tausende; bis zur Dunkelheit dauert Tag für Tag das fröhliche Fest; jeder arbeitet was er kann; denn es dauert nicht lange, infolge der Uebereinkunft der Brauerei mit den hohen Behörden, die um die wohlthätige Ruhe der Stadt besorgt sind. In ein paar Tagen ist's aus; darum nicht geizig und nicht gefadelt! Her mit dem Krug, dem Nadi und der Wurst! Und hinunter damit!

Die Musik arbeitet wacker und spielt populäre Weisen: das altehrwürdige Lied der Pieder „Guten Morgen Herr Fischer“ — was sich im weiteren Verlauf als ein volksgeborenes Konglomerat von diversen längst vergessenen Liedern entpuppt. Und dann die Veronika, das Kanapee und dergleichen rührende Sachen. — Ah — das ist ewig schön und ewig neu! Liebespaare umfassen sich fester, und einschichtigen Leuten werden über der dritten Maß die Augen feucht und sie stoßen mit den fremden Nachbarn gefühlvoll an.

Und allemal, wenn ein Lied zu Ende gegangen, — der kolossale, ohrenzerreißende Lärm, der Lärm, der so toll ist, daß man ihn nicht bloß hört — ein Stocktauber hört ihn auf tausend Meter, — sondern daß man ihn fühlt, — es zittert alles, — ja, daß man ihn zu sehen vermeint im Wehen der vollen heißen Dunstluft, der spärlichen Gasflammen in der Halle. . . . — Das ist Urkraft, das ist seliges himmelhohes Behagen, da weiß man sich eins mit den vielen, vielen Tausenden, die da eng gedrängt um die Klebrigen, begoffenen Tische sitzen; da weiß man sich eins mit ganz München, mit den Aufsicht habenden Gendarmen, mit seinem eignen Vorgesetzten aus dem Bureau, der am Nebentisch trinkt und singt und jöhlt wie ein Junger. Da geht einem jeden der Kopf auf, und das Herz wird weich und voll.

Weiß schon, was der Temperenzler sagen würde — es ist der Alkohol, der sie alle so selig macht. Schon recht. Aber zeigt mir ein andres Element dieses irdischen Daseins, das solches Wunder zu stande bringt. Geht da mein Schuldner vorüber, der Lump. Hat eine frische Maß an der wild umdrängten Schenke erobert. Natürlich mit meinem Geld! Aber er ist seelensvergüht; und wie er vorüberfährt durch den dauernden Strom der Massen — erblickt er mich und erbleicht. . . Kann ich das mit ansehen? Gartherzig dulden, daß ihn der Tag in bitterer Sorge ende, der so fröhlich begonnen?? — Nein; denn zu München heißt's Gott sei Dank noch: „auf a Maß geh't's net zamm!“ — Und ich winke ihm zu, und lache, und hebe den Krug: „Prost, Herr Maier!“ —

Und er dankt und sagt geübt: „Prost, Herr Huber!“ Und seine Seele ist vor Verzweiflung gerettet.

Ist das nichts wert? — Mit welcher Wonne stimmt man dann in das taktmäßige Gebrüll ein:

„Herrgott — san mir Vent!“ — —

Dort hinten, in stiller Ecke neben dem Zaun, hocken ein paar alte, würdige Herren. Lanter Brauereibesitzer. Vom Zacherl ist ein höherer Beamter da, der am Tisch die Honneurs macht. Die alten Herrn lachen viel über die Drehelmädeln am Eingang: die eine schreit unermüdet, wenn neue Gäste sich der Zaunpforte nähern:

„Frische Herren, meine Dreheln!“

— und der seine Maß findet klingenden Lohn.

Daneben ein Tisch mit Berlinern, die gesellschaftsreisend aus Italien kommen; sie liegen zuerst ihrer losen Zunge freien Lauf und fanden den Spandauer Bock bedeutend „über“. Aber nach etlichen Neufüllungen der Medizinflaschen, die sie vor sich haben, ist der Weltstadtbacillus getötet, und sie fühlen sich mit einer nie gekannten Mühung im schönsten Jahrvasser der „unjeheuersten“ Fidelity.

Ja, der Salvator besiegt alles, er erlöst alles, er beseligt alle.

Wie das wimmelt um die paar Schenken; wie das sich schiebt und drängt um die zwei engen Pforten. Kein Zinnenstock arbeitet und schwärmt so fleißig, kein Ameisenstaat ist so von der Wichtigkeit seines hohen Amtes durchdrungen. Und zu allem Lärmt die lustige Musik, klingt der verlockende Schlägel des Schenkburtschen, dröhnt das ungeheure bearaufschende Geschrei, klappert dauernd die Krüge und Deckel; und über allem weht der frische, reine oberbayerische Bergwind durch die kahlen Zweige; und von weit unten her, wo die Stadt brummt und summt, da braust das zauberhafte, rasche, lebendige, Leben sprühende Gewässer der unvergleichlichen grünen Isar!

Seiner Kegelgesellschaft zulieb, die vollzählig da ist, sitzt heut auch Herr Ebelein mit den Seinen an jenem Ecktisch am Zaun. Sein Buchhalter mit Gehälste ist grüßend vorbeigegangen und hat weit abseits Platz genommen, wo er einige Bekannte sieht. — Diese sitzen alle im Garten, das heißt auf grobem Schotter in freier Luft. Aber solche Leute wie der Kasfl sitzen da, wo etwas mehr los ist, wo das pulsierende, zündende elektrische Zusammensein und Zusammentrinken der Tausende seinen innersten Knotenpunkt hat, in der Ecke der großen Halle, bei der Musik.

Dort, am vielgebrauchten nassen Tisch voll leerer und voller Steinkrüge, Papiere, Schalen und Trümmer aller Art, hat er sich eingezwängt neben ein paar Kollegen, fest angeschniegelt an das überjelige Agathl, die gleich ihm zum erstenmal das hohe Fest der Begeistigung feiert, und mit zerfittertem Sonntagsstaat glückstrahlend dasitzt und lacht und weint, trinkt und Hände drückt. Neben ihr wieder sitzt der Frische, Herr Haas aus Mainz, der erst kurze Zeit im Hollarbräu eingezogen ist. Kasfl hat zu dem Mann zwar nicht allzuviel Vertrauen, aber er hofft und erwartet, daß die warme Nähe Agathes ihn nicht zudringlich machen wird; ob mit Recht, ist noch nicht erwiesen.

Sein Nachbar zur Linken ist der Alois, der Schlaucher, dessen Verkehr dem Kasfl von Zeit zu Zeit sehr angenehm ist, denn der Alois schwächt gern und was er schwächt, enthält zuweilen viel Wissenswertes. Dazu ist alles, was mit dem Lagerkeller zusammenhängt, dem Kasfl noch ziemlich neu, seine bisherige Kenntnis erstreckt sich meist aufs Sieden und höchstens auf die hauptsächlichen Momente des Gärrens. Nun ist's ja bekannt, daß im Brauereistat diese beiden Ministerien, die der Gärührung und die der Lagerung, einander gern in den Haaren liegen. Denn wenn das Gebräu beim Lagern Fehler aufweist, so bleiben sie am Lagerungsministerium hängen, also am Abzieher, an den Kellerburschen und allen, die in den eisigen Gewölben unter künstlichem Kältefroste und tief unterm rosigen Licht des Tags bei ein paar düsteren Kerzen hantieren. Und diese Geister der Lager-Unterwelt erheben Protest und werfen wieder alle Schuld auf die Herrscher der Gärbotische.

Eben hatten sie wieder, der Kasfl und der Alois, ein vor kurzem passiertes kleines Malheur lebhaft durchgesprochen und auf den abwesenden Gärführer alles Unheil abgeladen. „Zengwechsel muß sein, sag' i,“ schloß Alois seine Urteils-

begründung mit Energie und Schlag auf den Tisch. „Es wird amal a der beste Zeug hin; das muß er wissen, und 's is lei Schand net für a Brauerei, wann 's sich bei Zeiten na'm bessern Zeug umschauht.“

„Er waß 's schon, aber er trauf si nix zum sagen.“

„Na' is er a Viech,“ erklärte Moiss ohne Zögern. „Und wann er net 's Maul aufthut, na thu's i, und heut no.“

„S red amal mit 'm Buchhalter —“ begann Kasfl, aber Moiss brach ihm hinein:

„S pfeif Der auf Dein Buchhalter. Draußt sikt der Alte sel'm. Zu dem gehn i hi.“

„Wer, der Ebelein?“

„Natiirli!“

Der Kasfl überlegte; das war ja eine Gelegenheit. Der Alte, das heißt der Besitzer des Hollerbräu, hatte, dank dem Oheim Ringelmann, in letzter Zeit öfter vom Kasfl gehört, und zwar nur Gutes. Und der Gärführer war lange nicht so gut angeschrieben bei ihm, als der jüngere, aber tüchtige Kasfl. Das wußte dieser selbst. Wie, wenn man jetzt — auf dem neutralen Terrain des Kochherbergs — ihm wegen der mangelhaften Fruchtbarkeit der im Hollerbräu zur Verwendung kommenden Geseckulturen einen Floh ins Ohr setzte? Würde das Zeug trotzdem beibehalten, desto besser, denn dann mußte es sich deutlich und deutlich erweisen, daß er, der Kasfl, recht gehabt hatte. — Aber es war andererseits ein Wagnis, so unter die Gewappelten zu treten und sich Herrn Ebelein auf ein paar Worte abseits zu bitten. — Darum überlegte sich's Kasfl noch einige Schluck länger. Und dann kam wieder ein Viech, das sie alle mitsangen. Und dann kam ein Hausierer mit kleinen Affen, die an einer Schnur aufwärts kriechen konnten, trotzdem sie aus Holz und Pappe waren. Kasfl kaufte einen und wandte sich zur Agathe herum, ihn ihr zu schenken. Aber — da hatte sie schon einen! Denn der Herr von Haas, ihr rechter Nachbar, war bereits so frei gewesen; der Kerl, der zuwidere!

Agathe in ihrer munteren Unschuld lachte auch noch und freute sich gar darüber, ja sie hatte sich vom Kasfl ganz weg gedreht, so daß dieser von ihr nur eine der rundgewordenen Schultern, den linken Arm und das linke Ohr „genießen“ konnte, alles übrige gehörte jetzt den kleinen Schweinsäugeln des Herrn von Haas.

Der „Herr von“ Haas war gegenwärtig, als neuester im Bereich des Hollerbräu, zum Fajwaschen verdammt, aber er spielte trotzdem den feinen Herrn, und deswegen hieß er stets der „Herr von“. Keiner mochte ihn recht leiden. Er war ein echter Pfälzer und Absolvent einer höheren Brau-Akademie, also aus beiden Gründen tausendmal geschiedter als alle andern zusammen. Denn von den vielen mehr oder weniger hellen Köpfen jener Speyerer Akademie war Haas stets derjenige gewesen, der am lautesten, längsten und am vertwickeltesten zu sprechen gewußt hatte. Der Direktor hatte ihn daher mit einem so glänzenden Zeugnis entlassen, wie nur irgend möglich, und mit Recht. Denn da anerkanntermaßen die Lehrpläne solcher Brau-Akademien einfach alles und noch einiges mehr umfassen, was von Erfahrung und höherer Theorie im Brautwesen seit der Erfindung des Gerstensaftes in Menschenschädeln sich angeammelt hat, und da im Laufe des Jahres all dieses ungeheure umfassende Wissen in die Köpfe der Schüler — pardon, Studierenden! — übergeht, so braucht man nur ein Jahr fleißig und aufmerksam zu sein, um dann beim Examen wie ein Buch reden zu können. — Und das konnte der Haas; von der Qualität der Braugerste an bis zu den neuesten Kühlvorrichtungen des Lagerkellers — hatte er den ganzen Kram im Kopfe. Er belehrte die erstaunten Kollegen vom ersten Tage an — lächelnd, mit sichibarem herablassenden Wohlwollen — daß Kalkboden der beste Platz für Gerste sei, daß die beste Hannagerste nicht im mindesten an Chevaliergerste hinanzureiche, die ja „bekanntlich“ jetzt in Strahburg den ersten Preis erhalten habe, — denn sie wog 75 Kilo per Hektoliter; dabei hatte er unnachahmlich verachtungsvoll ein Gerstenkorn, das er prüfend angesehen und zerbitzen, weggespuht. Dann hatte er sich über die Vorzüge des kroatischen und des slowenischen Fajholzes ausgelassen und mittelidig gelächelt, als er entdeckte, daß man beim Hollerbräu noch einfaches österreichisches Pech zum Auspichen gebrauchte, statt das Holz zu paraffinieren oder doch wenigstens dem Pech amerikanisches Kolophonium zuzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Je weiter sich bei fortschreitender Zeit die Masse und Verschiedenheit der vorhandenen musikalischen Schätze hinter uns aufhäuft, und je massenhafter dementsprechend die tägliche Reproduktion dieser Schätze in Oper und Konzert wird, desto mehr erhöht sich die Schwierigkeit, all dem Vorhandenen so verschiedentlich gerecht, „silgerecht“ zu werden, wie es gerade bei der sonst so gesteigerten Leistungsfähigkeit der künstlerischen Kräfte von heute möglich wäre. Beethoven'sche Quartette, Meissenoratorien großen Zuges, Jubiläumsaufführungen usw. — all das rauscht so mit halbem Eindrud und halber Eindrudslustigkeit an uns vorüber. Am 21. dieses Monats werden es fünfzig Jahre sein, daß der Gröste im Reich des deutschen Singspiels, Lortzing, sein kümmerliches Dasein geschlossen hat, und wohl nur irgend eine notdürftige Aufführung wird mit gleichem Gang wie immer an diese Kalenderseite erinnern. Die Todestage zweier anderer, wenn auch mehr „historischer“ Größen aus der Entwicklungsgeschichte der Oper, sind nun gar, wie es scheint, gänzlich ohne Erinnerung vorübergeflogen: der hundertste Cimarosa's am 11. und der fünfzigste Spontini's am 14. d. Mts.; wenigstens das Gedenken an diesen Komponisten, der für Berlin einst lange Zeit der musikalische Häuptling war und für die Vorgesichte von Wagners Schaffen nicht ohne Bedeutung ist, hätte unter königl. Opernhaus zu einer entsprechenden Rückschau bewegen können. Allein mit all dem ist ja nicht viel gethan. Wir bedürfen einer solchen Aufreißung der Musikpflege, die jeder vergangenen Größe — von gegenwärtigen gar nicht zu reden — gerade das giebt, was ihr gebührt, und dazu auch dem Hörer giebt, was ihm gebührt. Nächst der Oper ist das Oratorium, das „geistliche“ wie das „weltliche“, wohl die Musikgattung, die am meisten eine besondere, aus dem Alltagsgetriebe herausgehobene Pflege braucht. Etwas wie ein „Oratorien-Wahrenth“ würde eine ehrenwerte Bereicherung unfrer Musikpflege sein. Und zwar schon deshalb, weil das Oratorium einer viel größeren Konzentriertheit und Selbstthätigkeit des Hörers bedarf, als ein gewöhnliches Konzert, und ihrer in gewissem Sinne auch mehr bedarf, als eine Oper. Wir haben gestern dies gehört und werden morgen jenes hören, wir sind tagsüber unfrer Geschäften oder Unterhaltungen nachgegangen, und nun kommen wir halb gespannt, halb abgesspannt in ein Konzert des „Philharmonischen Chors“. Die auch zu diesen Konzerten ausgegebenen, im wesentlichen so dankenswerten Programmblätter, die leider nicht beizeiten sondern erst unmittelbar vorher ausgegeben werden, müssen nun erst in drangvoller Enge erobert werden, und dann braucht über jeden, der nicht anderweitige eigne Studien machen konnte, das Kunstwerk hinweg. Diesmal war es ein auch der äußeren Dauer nach übergroßes Werk, der „Christus“ von Liszt. Die Bedeutung dieses Komponisten steht noch mehr als etwa die R. Wagners im „Streit der Meinungen“. Sicher ist eines: daß Liszt auf dem Gebiete der kirchlichen Komposition verhältnismäßig am wenigsten von dem entfaltet, was ihn jenem Streit ansieht, und am innigsten musikalisch zu uns spricht. Sein „Christus“ ist wohl das bedeutendste Zeugnis dafür, ein gewaltiges Stück seiner Lebensarbeit, der vielleicht blüdigste Ausdruck seines Strebens nach einer religiösen Erhebung über irdische Freuden und Leiden, die er doch selber in seinem künstlerisch und persönlich so reichen Leben mitgemacht, gewirkt und dargestellt hat. Und doch ist sein „Christus“ nicht so „transcendent“, wie man etwa erwarten möchte, und wie uns zum Teil selbst die ähnlichen Werke von Gaendel und von Bach, das Requiem von Berlioz und andre detartige Schöpfungen ansprechen. Die wohl wertvollsten Stellen seines Werks sind einerseits die, welche der „Marienhril“ und andererseits die, welche den Bildern aus der äußeren Christusgeschichte gewidmet sind. Dort handelt es sich um die zwei alten Hymnen „Stabat Mater“; in ihre neue Vertonung, die doch — wie es im „Christus“ überhaupt geschieht — manches kirchlich Traditionelle übernahm, hat Liszt so viel musikalische Erfindungs- und Ausdruckskraft gelegt, wie nicht bald anders wohin. Dazu kommen dann die verschiedenen pastoralen und festlichen Szenen u. dgl. Daneben aber stehen Partien, deren Breite schon absolut genommen, dann aber besonders im Verhältnis zur Dürftigkeit des thematischen Inhalts so schwer erträglich sind, daß man nachgerade sein Hörschicksal verwünschen möchte. So schon die Orchestereinführung; so auch zum Teil das Hirtenpiel an der Krippe, die in der Hauptsache sehr sinnige Stelle von den heiligen drei Königen und mehreres andre; so ganz besonders die unabsehbar ausgedehnten Recitative der „Seligkeiten“ und vielleicht am allermeisten die unglückseligen Versuche, die „Gründung der kirche“ und das „Vatermoster“ musikalisch darzustellen. Liszt will durchaus der Künstler des „Ausdrucks“ sein, und es hat etwas tief Mißwendendes, sowohl in seinem Leben wie in seinem Schaffen das Ringen einer großen Persönlichkeit und eines zum Teil beträchtlichen künstlerischen Könnens mitanzusehen, ein Ringen nicht nach Herrschaft, sondern nach Unterordnung aller Mittel unter die Verwirklichung oder Veranschaulichung idealer Gedanken. Allzu spärlich sind diese Mittel gar oft; und was wir Konzertbesucher dazu thun können, um uns durch sie in den Glauben an das Auszubildende versehen zu lassen, ist erst recht wenig. Und ob es unter andren als den alltäglichen Konzertverhältnissen anders wäre, unter weiff es? Herrn Professor Siegfried Dech's und seinen zehn solistischen

und mehreren hundert sonstigen Hilfskräften fällt hier freilich nichts zur Last; gerade unter jenen Verhältnissen ist ihre Leistung um so bedeutungsvoller und diese oder jene einzelne Unvollkommenheit um so belangloser. Was der Nibelische Verein in Leipzig und der Borgeische Verein in München so verdienstlich begonnen haben: die Rettung großer, anspruchsvoller Werke Modernen, namentlich Liszts, das scheint hier mit gleicher und wohl noch glückseligere Hingebung fortgesetzt zu werden. Verdienstlich ist dies unter allen Umständen, und ein großzügiges, ganz und gar künstlerisches Werk bleibt der „Christus“ jedenfalls; damit verträgt sich ein starker Zweifel an Liszts Ausdrucksmitteln und an dem, was er uns ausdrücken will, gar wohl.

Immer ist es ja Sache des Kunstfreundes und zumal des Kritikers, einzelne und selbst tiefgehende Einwendungen sehr scharf zu trennen von der Unterscheidung des künstlerisch Würdigen und des künstlerisch Unwürdigen. Im Sinn dieser Unterscheidung muß z. B. der Quartettzyklus *Waldemar Meyers* sehr hoch gestellt werden, so scharfer Tadel auch ihn wie so viele Konzerte ob ungerechter Vernachlässigung einzelner Komponisten und mancher Gruppen von solchen zu treffen hat. Damit sollen die vielen jetzt so beliebten ausschließlich Beethoven gewidmeten Programme nicht verworfen sein, obgleich sie für einen eng auswählenden Musikreferenten nur ausnahmsweise in Betracht kommen. *Waldemar Meyer* bewährte sich samt seinen Genossen neulich mit einem solchen Programm wiederum als ein feinsinniger Künstler. Daß er im letzten P-dur-Quartett von Beethoven mit den sprunghaften hohen Tönen des zweiten Satzes nicht so zurecht kam, wie es eine noch größere Technik ermöglichen würde, möchten wir nicht eben besonders ankreiden. Aber daß in der Gesamthaltung einer solcher Reproduktion mehr getan werden könnte, daß Rhythmus und Accent noch schärfer, gewaltiger auszugestalten wären — z. B. in der Mittelpartie des langsamen Satzes —; daß die *Pratice* nicht gar so bescheiden dahinklingen und die vom Komponisten vorgeschriebenen Wiederholungen nicht alle veräußert werden sollten: das darf ohne Besorgnis vor dem Verdacht einer Nörgerei ausgesprochen werden. Ist ja doch der zarte Humor der „*Kalabu*“-Variationen so gut herausgebracht worden, daß das Publikum, durch die Höhe jenes letzten Quartetts sozusagen verblüfft, sich hier mit allem Recht in freudigen Applaus stürzen konnte. — sz.

Kleines Feuilleton.

k. Die Wissenschaft vom Ohre. Eine Engländerin, *Miß Ellis*, hat soeben unter dem Titel „*The Human Ear*“ ein kleines Buch erscheinen lassen, in dem sie sehr hübsch über die Wissenschaft vom Ohre plaudert. Sie hat sehr viel Material über diesen Gegenstand zusammengetragen, d. h. die Porträts berühmter Leute sorgsam auf die Form ihrer Ohren hin geprüft und auch an Lebenden ihre Studien gemacht. Nach ihrer Meinung sind zunächst für alle Menschen die Ohren ein schnell und leicht zu kontrollierendes und völlig zuverlässiges Mittel der Identifizierung. Auch Zwillinge, selbst wenn sie einander noch so ähnlich sind, könnten eigentlich niemals mit einander verwechselt werden, da jeder Zwilling seine besonders geformten Ohren hat. Dann aber sind die Ohren nicht nur ein Mittel zur Feststellung der Identität, sondern auch zur Erkenntnis des Charakters. *Miß Ellis* wendet sich energisch gegen die „*Illusion*“, daß sehr kleine Ohren das Zeichen der Abstammung aus einer guten Familie und große Ohren nicht nur entstehend, sondern auch ein Hinweis auf niedrige Geburt und Dummheit wären. „Dies ist in der That ein grundloser Aberglaube. Männer und ebenso Frauen haben Ohren, die zu ihren Nasen passen.“ Will man erfahren, ob die Ohren ihr richtiges Größenverhältnis haben, so muß man sie von ganz oben bis unten zum Ohrläppchen messen. Dieses Maß muß genau mit der Nasenlänge — und zwar dieses gemessen oben von der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen bis zu der Stelle, wo die Scheidewand die Oberlippe trifft. — übereinstimmen. *Miß Ellis* führt auch zahlreiche Beispiele von Ohren an, die ein außergewöhnliches Talent anzeigen. Wenn die Ohren an der Basis der Definition breit sind, beweist dies die Fähigkeit, feine Tonverhältnisse zu unterscheiden und zu würdigen. *Sir John Stainer* hat z. B. richtige „Komponisten-Ohren“; sie sind von viereckiger Form, gerade so wie die von *Mozart* auf seinen besten Bildern. „Ist das Ohr oben gerade, so bedeutet dies eine gewisse Unabhängigkeit des Charakters, wie man sie oft bei Reisenden findet.“ Die hohe, spitze Form des äußeren Ohrs bezeichnet dagegen eine künstlerische Natur. —

— **Vom Hundeverstand.** Aus einem Vortrage des Bekannten Ornithologen, Oberförsters a. D. *Adolf Müller* „Das Seelenleben der Säugetiere und der Vögel“ entnimmt die „*Frankf. Ztg.*“ ausführliche Darlegungen, von denen wir das über die Hunde Gesagte nachstehend folgen lassen: Einer unsrer Hühnerhunde „*Bruno*“ geheißenen, legte von der Gabe des „*Nachsinns*“ ein sprechendes Zeugnis ab. Ich nahm von *Staden* in der Wetterau, dem Wohnorte meines Vaters, den daselbst erzogenen Hund zu Fuß mit zur Eisenbahn nach dem zwei Stunden seitwärts entfernt liegenden Friedberg. Dort wurde der Hund in den Hundebehälter des nach Frankfurt fahrenden Zugs gethan. In Frankfurt ging ich damals mit dem Hund zum Darmstädter Zug. In Darmstadt blieb der Hund während meiner Abwesenheit im Zimmer meiner Mietwohnung. Durch Unachtsamkeit des Dienstpersonals entwich der Hund aus dem Zimmer und suchte zunächst mich in den Straßen der

Stadt vergeblich, sodann begab er sich zur Eisenbahn, untersuchte den Wartesaal und wurde hierauf längs der Schienen in der Richtung nach Frankfurt laufend gesehen. In der Nähe Frankfurt verließ er die Bahnlinie und begab sich (wie zufällig Leute aus *Staden* auf ihrer Wanderschaft berichteten, denen er begegnete, ohne auf ihr Loden zu achten) in gerader Richtung nach dem seitwärts im *Niddal* liegenden *Staden*, durchschwamm den *Main* und langte nachmittags um 6 Uhr in *Staden* an. Wäre der Hund längs der Eisenbahn bis *Friedberg* und von da auf der *Chaussee*, auf der er vorher mit mir gekommen, nach *Staden* gelaufen, so wäre dies schon eine ungemeine Kundgabe von Ortsgedächtnis gewesen; weit bedeutungsvoller aber ist die Wahl der direkten Richtung, die der Hund durch ihm ganz unbekanntes Terrain, selbst über einen breiten Fluß, einhielt und das Ziel nicht verfehlte. Hier traten offenbar zwei Kundgebungen verschiedener innerer Erregungen in Verbindung: diejenige der vererbten unbewußten Gattungsgewohnheiten und ein Antrieb zu bewußter seelischer Bethätigung, die Anhänglichkeit an den vermißten Herrn und die Heimat. . .

Den Begriff davon, wie man dem Hunde „*Appell*“ (Gehorsam) lehre, brachte „*Bruno*“ uns Brüdern sprechend bei. Das Tier bewies uns, daß diese Unterweisung nichts anderes bedeute, als durch liebevollen häufigen Umgang sein Vertrauen und seine Anhänglichkeit zu gewinnen, welchen Willigkeit und Folgsamkeit sich anschlossen. Und so war der anfänglich stürmische, unbändige Hasenbezer nimmer durch Schläge zu kurieren, wohl aber bald gründlich durch Ignorieren und Gehenslassen dieses seines Temperamentsfehlers, in welchem er nach der treffenden Bemerkung meines Vaters „den Hasen fangen zu müssen glaubte, weil er, ohne Hase zurückgehend oft Brühl besomme.“ Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, Liebe, Gegenliebe. Das zeigte der Hund glänzend! Anhänglichkeit führte ihn auf das Aufmerken und Absehen menschlicher Handlungen und Gewohnheiten. *Wald* hatte er inne, daß auf Ausgängen mit meinem Bruder *Karl Vogelmeier* zur Beobachtung aufgesucht wurden — und rasch war unser „*Bruno*“ der eifrigste, sicherste Auffinder der Nester, vor denen er stand, wie vor Feldhühnern oder einem Hasen im Lager. Ein Gleiches merkte er ab unsrer weibmännischen Schöpfung junger Mädchen, an denen er die ausgesprochenste Großmüt liebt, indem er sie wohl festhält, aber keinem das mindeste zu leide thut. Ja, er beleckte mehrmals die Kleinen eines „*Sages*“ (Lager mit Jungen), als wenn er sie lieblos wollte. Gerade so war er behutsam und schonend gegenüber den aufgefundenen Nestvögeln. Jedensfalls wählte das gewedete Tier einen Unterschied zu machen zwischen jagdbarem Wilde und zartem Kleingeflügel und überhaupt jungen Tieren.

Den Schluß der Beispiele von Handlungen der Ueberlegung möge ein wahres Gaunerstückchen liefern, das einst einer unsrer Hühnerhunde lieferte. „*Belfo*“ hieß der geriebene Spitzhube. Unser Vater sah eines Abends in der Wohnstube des Erdgeschosses an einem Gerüst saurer Milch, während „*Belfo*“ in schlafender Lage in einer Ecke des Zimmers ruhte. Den Vater rief ein plötzliches Dienstgeschäft einige Augenblicke aus der Stube. In das Zimmer zurückgekehrt, fand er den Teller leer, während der Hund ansehnend fortgeschleppt. Mißtrauisch geworden, füllte der Vater den Teller wieder zur Hälfte mit Milch, geht hinaus und schleicht sich außen im Hofe an eines der Fenster. Da gewahrt er, wie das Tier vorsichtig den Kopf hebt, aufsteht und rasch dem Tische zueilt, um aufs neue die Milch zu naschen. Der Vater findet beim geräuschvollen Eintritt ins Zimmer wiederum den perfekten Heuchler im fingierten Schlaf. — Hier kam eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen in dem gewedeten Hundskopfe zusammen, eine That berechnender Ueberlegung, eine reflektierende Geistesfähigkeit.

Kunst.

— **Arnold Böcklin** hat ein Alter von 78 Jahren erreicht. Er wurde am 18. Oktober 1827 in Basel geboren, war in Düsseldorf Landschaftsmaler Schirmers, ging dann nach *Brüssel*, *Paris*, 1850 nach *Rom*. Hier kam er besonders mit Feuerbach in Berührung. In diesen Jahren des künstlerischen Werdens und Reisens hatte Böcklin fortgesetzt mit der fürchterlichsten Not zu kämpfen. Und nur sein unerschütterlicher Charakter trug ihn über die Fährnisse. Etwas besser wurde es, als der Graf *Schad*, der neben Kunstverstand auch eine nicht kleine Dosis Geschäftsgeist besaß, sich seiner annahm. Böcklin siedelte nach *München* über, wirkte von 1860 an einige Jahre als Professor an der Kunstschule in *Weimar* und ging dann wieder nach *Basel* zurück, wo er das Treppenhaus des Museums mit Fresken schmückte. Nach abwechselndem Aufenthalt in *München* und *Büchli* ließ er sich in *Pisole* bei *Florenz* nieder. Hier ist er am 16. Januar früh einem Herzleiden, das ihn schon seit längerer Zeit quälte, erlegen. An seiner Waise trauert die ganze Welt. Von Böcklins Hauptwerken hat die „*Neue Welt*“ in den letzten Jahren einige in Holzschnitt-Reproduktion gebracht: „*Die Toteninsel*“, „*Heiliger Ham*“, „*Das Schweigen im Walde*“, „*Villa am Meer*“. In der Nationalgalerie hängen die „*Pietà*“ und „*Die Gefilde der Seligen*“. —

Völkertunde.

— **Jehankünstler.** Der „*Wossischen Zeitung*“ wird aus *London* geschrieben: In einem jüngst veröffentlichten Buch über *Australien* (*Megan Paul*) beschreibt ein ehemaliger Abgeordneter der Kolonie *Victoria*, *G. Wilson Hall*, die Ureinwohner des australischen Festlands mit großer Sachkenntnis und erwähnt in seiner Schilderung der Eigentümlichkeiten dieser verschwindenden Menschen-

rasse einige merkwürdige Thatsachen. Die australischen Ureinwohner machen äußerst geschickten Gebrauch von ihren Behen. Sie benutzen sie, um ihre Speere nach sich zu ziehen, wenn sie ihre Waffen vor ihren Gegnern zu verfechten wünschen. Beim Erklettern von Bäumen leisten ihnen die große Behe die besten Dienste, vermuthlich weil die Gelenke der großen Behe biegsamer und die Muskeln lenkbare sind als die der andren Behen. Auch die Frauen bedienen sich der großen Behe des rechten Fußes zum Flechten von Schilf in der Verfertigung von Körben. Die Eingeborenen sind äußerst geschickt im Stehlen mittels ihrer Behen; während sie mit jemand sprechen, können sie, ohne sich zu bewegen, den geringfügigsten Gegenstand von der Erde aufheben. Mittels ihrer Behen sind sie im Stande, sechs lange Spieße durch das Gras zu schleppen, ohne daß ein Teil der Waffen sichtbar wird. Ein Eingeborener des Murraybezirks gab dem Herrn Jessop folgenden Beweis seiner Geschicklichkeit mit den Behen. Ein Sippence wurde auf den Boden gelegt und der Eingeborene stellte sich neben den Erzähler. Als sich eine Gelegenheit darbot, hob der Eingeborene die kleine Silbermünze mit der großen Behe auf, gerade wie man ein Geldstück zwischen Daumen und Zeigefinger aufhebt, bog sein Bein nach hinten, legte das Geldstück in seine Hand und übergab es dann dem Erzähler, ohne daß der Körper des Eingeborenen die aufrechte Stellung verließ. —

Hygienisches.

— Ueber das Nleder hielt unlängst der Professor an der Budapester Universität Dr. Ludwig Thalhoffer vor einem Auditorium, das zumeist aus Frauen bestand, einen Vortrag. Er sagte u. a.: Die elegante Dame fühlt sich ohne Nleder, respektive „ungeschminkt“ ganz unbehaglich. Die freiwillige Zwangsjade scheint ihr zum Lebensbedürfnis geworden zu sein, und unbekümmert um die bösen Konsequenzen, die das Nledertragen naturgemäß dem Körper des Weibes zufügt, will sie von ihrem ererbten Schönheitsmittel nicht lassen. Migräne und andre Leiden werden von unsren Damen mit stamensivertem Heroismus ertragen, und wehe, wenn man den Ursprung der meisten modernen Frauenkrankheiten im Nledertragen findet. Die Schlantheit der Taille muß um jeden Preis, selbst um den der Gesundheit, bewahrt oder, besser gesagt, herbeigeführt werden. Dabei bedenkt die moderne Dame nicht, welche meisterhafte Umgestaltung ihres eignen Leibes sie durch das enge Schürzen herbeiführt. Selten findet man heutzutage mehr einen weiblichen Körper, dessen innere Organe nicht unter dem schädlichen Einfluß des Schürzens gänzlich umgestaltet worden wären. Der ursprünglich unten breitere Brustkorb der Frau wechelt seine Form gänzlich: er wird oben breit und verschmälert sich nach unten. Natürlich läßt diese künstliche Verengung der Taille auf alle inneren Organe des Körpers einen schädlichen Einfluß aus, doch wir leben einmal in einem Zeitalter, in welchem um der Mode willen die Gesundheit geopfert wird, gehört doch unter Umständen auch ein kleiner Magenkatarrh, Migräne und dergleichen zur Mode. Die Frau atmet die Luft ein, indem sich ihr Brustkorb hebt, und nicht der Bauch wie beim Mann. Einzelne Forscher nehmen an, daß dies durch das Nleder herbeigeführt wurde. Dies sei aber nicht der Fall, denn bei Thieren angestellte Versuche hätten ergeben, daß die intensivere Bewegung des Brustkorbs beim weiblichen Geschlecht naturgemäß sei. Das Nleder könne ohne Nachteile auf die Gesundheit nicht benützt werden. Wohl gäbe es eine Art Nleder, das der Japanerinnen, welche die Gesundheit des Weibes weniger benachteiligt. Dieses besteht aus zwei Leinwandteilen, ohne Fischbein und Schürze, und ist zum Knöpfeln. Dieses Nleder beeinträchtigt den weiblichen Körper in geringerem Maße. Die Taille der Venus von Milo hatte einen Umfang von 80 Centimetern. Die Modelle unsrer Konfektionshäuser haben im Schlusse 40 bis 58 Centimeter; durchschnittlich werden aber Kleider mit einer Taille von 42 Centimetern angefertigt. Diese Daten beweisen zweifellos, daß jede moderne Frau ihre Taille in ebenso künstlicher wie gewaltfamer Weise um 15 bis 16 Centimeter zu verringern trachtet. Diese „Leidenhaft“ sei der Uraquell ärztlicher, unheilbarer und unstillbarer Leiden, sie führen in vielen Fällen sogar den Tod herbei. Die Professoren Schwenninger und Rüdinger behaupten, daß die meisten Frauenleiden infolge des allzu starken Schürzens entstehen; selbst die Nervenleiden, Mitleider und Ausschläge im Gesicht seien böse Folgen des Nledertragens. Durch die gewaltfame Einengung der einzelnen Organe entstehe die Nervosität der Frauen. —

Meteorologische.

— Das Brodengespenn im Tieflande. Professor Dr. G. Vork aus Friedenau bei Berlin berichtet in der „Meteorologischen Zeitschrift“, daß er am 19. Juli v. J. um 4 Uhr 15 Minuten morgens auf der Chaussee zwischen Croßen und Grünberg auf einer Madsfahrt mit seinem Sohne ein schönes Brodengespenn beobachtet habe, wie man es gewöhnlich nur auf isolierten Bergspitzen zu sehen bekommt. Die Chaussee läuft stark erhöht zwischen den Oberwiesen, auf denen ein fischhohes Morgennebel lag. Die eben aufgegangene Sonne zeichnete ihre Büsten als scharfe Silhouetten auf den Nebel, alle fünf Finger der emporgehobenen gespreizten Hand waren deutlich zu erkennen. Die beiden Köpfe waren von einem farblosen, prachtvoll leuchtenden Glorienschein umstrahlt, dann folgte nach außen je ein dunkler Ring und darauf

je ein prächtiger Regenbogenring mit leuchtenden Farben, das Rot nach außen. Jeder der beiden 1 1/2 bis 2 Meter von einander stehenden Beobachter sah die beiden Schichten mit dunklem Ring und Regenbogen gleich deutlich, aber keine Spur von einem Schatten der Chausseebäume. Nach rund einer Minute verschwand die ganze Erscheinung sehr schnell und blieb verschwunden, während der weiße Nebel noch immer auf der Wiese lag und die Sonne aus völlig wolkenlosem Himmel weiterleuchtete. — („Prometh.“)

Humoristisches.

— Unter Kohlenbaronen. „Was wollen die Leute eigentlich nur mit ihrem ewigen Klagegeheul über Wohnungseld und Kohlennot? Wenn die guten Leute keine Wohnungen haben, was brauchen sie da überhaupt noch Kohlen? Und so furchtbar viel zu Kochen haben sie meines Wissens doch auch nicht!“ —

— Anstrengender Dienst. „Sagen Sie mal, Herr Müller, woher mag es wohl kommen, daß der Herr Stadtrat Hamster noch ganz schwarzes Kopfhaar und schon einen weißen Nackenbart hat?“

„Vermuthlich weil der Rat bei weitem mehr mit den Nacken gearbeitet hat, als mit dem Kopf.“ —

— Betrübend. „Na, Kleiner, warum weinst Du so sehr?“

„Mein Vater hat mir bei der Volkszählung verjessen.“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Peter Rosegger wird am 20. und 21. Januar in der „Lessing-Gesellschaft“ Vorlesungen aus seinen Werken halten. —

— Die Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“, mit der seit 1. Januar die „Romanwelt“ vereint ist, hat in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs mit der Veröffentlichung von Zolas neuem Roman „Arbeit“ begonnen. —

— In Wien erscheint unter dem Titel „Neue Bahnen“, eine neue Halbmonatsschrift für Kunst und Literatur. Herausgeber ist Ottokar Stauf von der Mark. —

— Professor Dr. Alfred Klar wird nach dem „Lit. Echo“ am 1. April die Feuilleton-Redaktion der „Voss. Ztg.“ übernehmen. —

— Agnes Sorma hat mit dem Lessing-Theater einen Gastspiel-Vertrag abgeschlossen; sie wird am 4. Februar als Marille in Sudermanns „Johannisfeuer“ zum erstenmal auftreten. —

— Max Halbe hat sein Drama „Hans Rosenhagen“ dem Dresdener Schauspielhaus zur Erstaufführung überlassen. —

— Millöders Operette „Der Damenschneider“ geht am 23. Januar im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zum erstenmal in Scene. —

— Eine Organisten-Schule wird zu Ostern in Leipzig ins Leben treten und dem Directorium des dortigen königl. Conservatoriums unterstellt werden. —

— Die Gemäldegallerie in Dresden hat ein Triptychon von Puvis de Chavannes, das 1875 gemalte „Famille du pecheur“, für 16 000 Fr. erworben. —

c. Der amerikanische Millionär William C. Whitney hat dieser Tage für einen Van Dyl (Porträt des William de Villiers, Vicomte Grandisson) 125 000 Dollar (500 000 M.) bezahlt. —

— Bei dem Preisauschreiben, das die Dresdener Werkstätten für Handwerks-Kunst erlassen hatten, um ein Wohn- und Wohnzimmer aus der diesjährigen internationalen Kunstausstellung danach ausstellen zu können, fielen die Preise von je 1000, 500 und 300 M. auf den Architekten E. Schaudt, die Frls. Gertrud Kleinhempel und Junge und den Architekten Hans Schlicht. —

— Der von Giacobini in Nizza am 20. Dezember v. J. entdeckte Komet steht im Wilde des Baisiäches. Er ist sehr lichtschwach, nur etwa so hell, wie ein Stern 11. Größe. Die nach den ersten Beobachtungen berechnete Bahn, die natürlich noch recht ungenau ist, zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Wolfischen Kometen vom Jahre 1884, der eine Umlaufzeit von nicht ganz sieben Jahren hat und 1891 und 1898 wieder beobachtet worden ist. Es wird daher vielleicht auch der neue Komet sich als periodisch herausstellen, worüber uns die auf Grund der weiteren Beobachtungen vorgenommenen Berechnungen Aufschluß geben werden. —

— In der Pfalz sind dieses Jahr die Böhämer (Verginken) in ungeheuren Scharen eingelehrt. Die Jagd mit Glasrohren ist denn auch im vollen Gange. Die Vögel werden mit 20—25 Pf. pro Stück bezahlt. Venerenswerth ist, daß sich diese Jagd auch ganz moderner Hilfsmittel bedient; so wird an manchen Orten statt der Ländpfanne mit Harzholz die blendende Acetylenlampe mit Erfolg angewendet. —

k. Paris konsumiert im Durchschnitt jährlich 5 610 958 Hektoliter Wein, 305 944 Hektoliter Alkohol und 480 323 Hektoliter Bier. Ohne die feinen Liköre, Effigarten, Ode und andre Getränke trinkt Paris jährlich fast 7 Millionen Hektoliter Flüssigkeiten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 20. Januar.